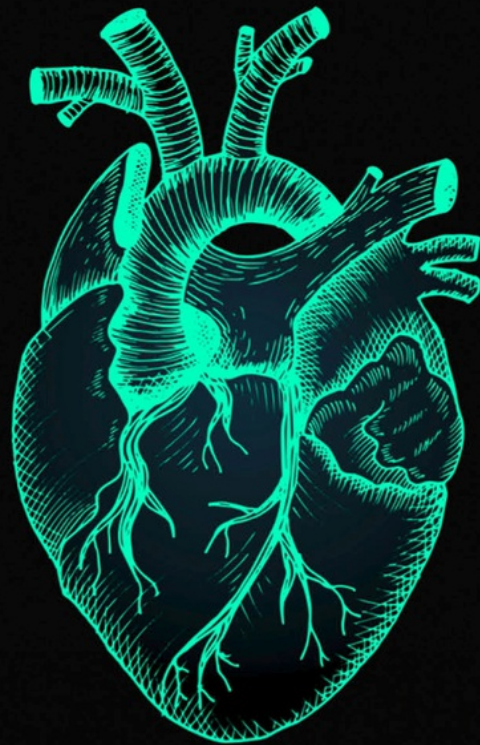


MARTINA FREI



DAS MÄDCHEN MIT DEN ZWEI BLUTGRUPPEN

Unglaubliche Fallgeschichten
aus der Medizin

BASTEI ENTERTAINMENT 

Geheimnisse des Körpers



Aller modernen Diagnostik zum Trotz birgt der menschliche Körper noch immer Geheimnisse – bei manchen Menschen mehrere Hundert, bei anderen nur eines.

Das Zwicken im Bauch

Im Juni 2002 meldete sich ein 59-jähriger Patient in einem Gesundheitszentrum im kalifornischen Palo Alto. Seit zwei Wochen war ihm schlecht, er hatte Bauchweh und mochte nichts mehr essen. Zwei Jahre zuvor war ihm eine chirurgische Klemme entfernt worden, die nach einer Darmoperation irrtümlich im Bauch verblieben war. Rund ein Jahr später, im Oktober 2001, musste sich der 59-Jährige wegen eines Leistenbruchs erneut unters Messer legen. Danach hatte er gelegentlich leichten Durchfall, abgesehen davon ging es ihm aber gut – bis vor zwei Wochen die Schmerzen im Oberbauch begonnen hatten.

Die Ärzte machten ein Computertomogramm, und die Diagnose hätte daraufhin jeder Laie stellen können: Die 16 Zentimeter lange OP-Klemme im rechten Oberbauch war nicht zu übersehen. Nachdem Chirurgen den leidgeprüften Mann zum zweiten Mal von einem chirurgischen Instrument befreit hatten, legten sich seine Bauchschmerzen.

Ein beinahe tödliches Häppchen

Vergessenes Operationsbesteck lässt sich auf Röntgenbildern meist gut erkennen. Andere Dinge, die sich teils jahrelang im Körper tummeln, sind in dieser Hinsicht tückischer.

So hatte sich eine 67-Jährige den Tag nach dem Barbecue nicht vorgestellt: Mit akuten Schmerzen im Brustkorb kam sie in die Notaufnahme. Die Laborwerte mehrerer Enzyme, die einen Schaden am Herzmuskel anzeigen, waren massiv erhöht. Der Kreislauf der Frau wurde immer schwächer. Im Echokardiogramm sahen die Ärzte Flüssigkeit im Herzbeutel – Blut, wie sich bei der eilends durchgeführten Punktion herausstellte.

Sofort wurde die Kranke in den Operationssaal gebracht. Die Ärzte befürchteten, dass die Wand einer Herzkammer gerissen war, eine dramatische Komplikation nach einem

Herzinfarkt. Sie öffneten den Brustkorb, saugten 600 Milliliter geronnenes Blut aus dem Herzbeutel ab – und machten große Augen.

Das Blut stammte aus einer Stichwunde in der rechten Herzkranzarterie. Unterhalb des Herzes sahen die Chirurgen den Täter: ein 3,5 Zentimeter langer Zahnstocher. Er hatte sich, wohl vom Magen her kommend, durch das Zwerchfell bis zum Herz vorgeschoben. Gegrillte Fleischröllchen, erinnerte sich die Patientin nach der erfolgreichen Operation, habe sie am Vorabend genossen. Dass sie dabei einen Zahnstocher geschluckt hatte, war ihr entgangen. Ein typischer Fall.

Nur zwölf Prozent aller Zahnstocher-Opfer haben einer Übersichtsarbeit aus dem Jahr 2002 zufolge das piksende Teilchen gespürt. Manchmal ist Alkohol im Spiel, manchmal sind die dritten Zähne schuld, dass der Mensch nicht so genau merkt, worauf er beißt. Jedenfalls ist die große Mehrheit der Gepeinigten völlig überrascht, wenn ein Zahnstocher im Körper gefunden wird. Ein Rollmops-Genießer in Solothurn erinnerte sich immerhin an ein kurzes Stechen im Hals, schrieb dies aber einem Gurkenstückchen zu.

Erschwert wird die Zahnstocher-Diagnostik, weil sich die Spießchen nicht immer sofort bemerkbar machen. Manchmal dauert es 15 Jahre. Zudem scheinen sie sehr wanderfreudig zu sein, sobald sie den Verdauungstrakt einmal verlassen haben: Manche begeben sich in den Herzvorhof oder zur Leber, andere suchen die Bauchspeicheldrüse heim, wieder andere wandern in die Harnblase, verstopfen den Harnleiter, durchstoßen die große Körpervene im Bauch oder erreichen das Lungenfell. Alles schon vorgekommen. Die weniger mobilen Zahnstocher bleiben in der Magen- oder Darmwand stecken. Kein Wunder, wenn die Ärzte hinter Schmerzen eher Magengeschwüre, Bauchspeicheldrüsenentzündung, Nierenkoliken oder Krebs als Ursache vermuten denn ein spitzes Hölzchen. Zumal sich nur etwa jeder siebte Zahnstocher auf Ultraschall-, CT- oder Röntgenaufnahmen mit Kontrastmittel zu erkennen gibt.

Leider verursachen die Holzsticks nicht nur Schmerzen, sondern auch Abszesse, Blutungen oder Blutvergiftungen. Einen 60-jährigen Mann zum Beispiel kostete das Verschlucken eines fast sechs Zentimeter langen Zahnstochers ein Bein. Der Stocher hatte sich bis in die rechte Leistenarterie gebohrt und letztlich zur Mangeldurchblutung des Beins geführt. In der Gruppe der 25- bis 44-Jährigen rief einer US-Statistik Anfang der 1980er Jahre zufolge jeder vierte Zahnstocher schwere Verletzungen hervor. Etwa jedes fünfte Opfer solcher Spieße, das Bekanntschaft mit Ärzten macht, stirbt sogar (und das liegt nicht an den Doktores).

Unter den verschluckten Fremdkörpern sind Zahnstocher Hochrisiko-Kandidaten. Deshalb Cordon bleu, Rollmöpse oder Gemüseröllchen zu verschmähen, wäre jedoch übertrieben. Denn erstens kann man Vorsorge treffen und Gefahrenzonen meiden. Dazu zählen Partys, wo Häppchen und sinnestrübender Alkohol in gefährlicher Kombination gereicht werden. Zweitens kommen 80 bis 90 Prozent aller Zahnstocher von ganz allein – und am richtigen Ort – wieder raus. Und drittens verletzen sich einer Schätzung zufolge nur drei bis vier von 100000 Menschen pro Jahr an einem Zahnstocher (Vorsicht, Eltern: Ein Teil davon sind Kinder, die sich das Teil ins Auge oder sonst wohin spießen!). Allerdings kann das dann, wie gesagt, sehr unangenehm werden.

Aus dem Auge, aus dem Sinn

Nicht nur Hölzchen tummeln sich unerkannt in manchem Körper, auch Plastik sorgt gelegentlich für Irritationen. Eine Frau in England kann davon berichten. Im Verlauf von sechs Jahren schwoll ihr linkes oberes Augenlid immer wieder an. Manchmal glaubte die 68-Jährige, einen Fremdkörper im Auge zu haben. »Hagelkorn«, befand der Doktor und schickte sie zum Augenarzt.

Beim Hagelkorn handelt es sich um ein harmloses Knötchen an den Augenlidern. Schuld daran ist ein verstopfter Ausführungsgang einer der rund hundert kleinen Talgdrüsen am Lidrand, auf der Innenseite des Lids. Das führt zur Entzündung. Bei dieser Patientin aber waren nicht die Talgdrüsen der Grund für ihre Augenprobleme. Sondern eine Kontaktlinse, die unter dem rechten Augenlid festsaß. Vor sechs Jahren, erinnerte sich die Patientin, hatte sie eine harte Kontaktlinse verloren. Das dachte sie jedenfalls bis zu dem Zeitpunkt, als diese unerwartet wieder auftauchte.

Den Rekord hielt die 68-Jährige mit ihrer Krankengeschichte nicht. Über 16 Jahre lang versteckte sich eine andere harte Kontaktlinse, bis sie schließlich in einem Auge in Schottland gefunden wurde.

Den Mengenrekord hält vermutlich eine 67-jährige Frau, die ihren Grauen Star operieren lassen wollte. Bei ihr kamen unter dem Oberlid gar 17 miteinander verklebte Kontaktlinsen zum Vorschein. Die Patientin benützte seit 35 Jahren Einmallinsen, ohne dass es je zu Problemen gekommen wäre. Diese 17 Linsen jedoch hatten sich dem Wegwerfen mit Erfolg widersetzt. Die Frau hatte tief liegende Augen, was die Ansammlung möglicherweise begünstigte.

Manch andere flüchtige Sehhilfe fanden die Ärzte nur, weil die ahnungslosen »Kontaktlinsenträger« eine kosmetische Operation wünschten: Ein 52-jähriger Mann etwa störte sich an seinem herabhängenden rechten oberen Augenlid. Diese sogenannte Ptose hatte begonnen, nachdem er einen Niesanfall hatte, bei dem seine rechte Kontaktlinse verschwand. Er ersetzte sie durch eine andere und trug fortan unwissentlich zwei Linsen – bis eine Untersuchung im Kernspintomografen Verdacht weckte.

Was die Symptome betrifft, sind die verdeckten Linsen zu vielem fähig: Einige verhalten sich still und werden nur durch Zufall entdeckt. Andere machen durch hartnäckige Bindehautreizungen oder Tränenträufeln auf sich aufmerksam. Manche dulden keine weiteren Linsen neben sich: Wenn die ahnungslosen Fehlsichtigen die verloren geglaubte harte Kontaktlinse durch eine weiche ersetzen wollen, reagiert das Auge gereizt. Indem sie – wegen der Entzündungsreaktion des umliegenden Gewebes – einen Tumor oder eine Zyste imitierten, narren scheinbar verlorene Sehhilfen manchmal selbst Augenärzte.

Am raffiniertesten aber war die weiche Kontaktlinse eines 36-jährigen Mannes. Als er sich mit einem Draht am Auge verletzte, machte sie sich davon. Die Augenärzte flickten das Loch in der verletzten Hornhaut und dachten an nichts Böses – bis sich anderntags das Augeninnere entzündete. Schuld daran trug die Linse. Sie war in den Glaskörper

entwichen. Für den Patienten hatte der Unfall leider schwerwiegende Folgen: Seine Netzhaut vernarbte, und er sah mit dem linken Auge nur noch schlecht.

Fünfhundert Tabletten und sieben Puppenköpfe

»Aus den Augen, aus dem Sinn« – bei Kontaktlinsen und Zahnstochern nimmt man diese Redewendung besser nicht wörtlich. Das gilt ebenso für manche Tabletten.

Wer sich mit den Nebenwirkungen von Blutdrucksenkern beschäftigt, denkt an Kopfschmerzen, Unwohlsein, Müdigkeit oder Verstopfung. Kaum aber an das, was eine 59-Jährige in Großbritannien erlebte.

Wegen Gewichtsabnahme und aufgeblähtem Bauch konsultierte die Frau die Ärzte. Im Alter von neun Jahren war sie wegen einer Tuberkulose am Bauch operiert worden. Die jetzigen Beschwerden waren Folgen dieses lange zurückliegenden Eingriffs – und ihrer aktuellen Bluthochdruck-Behandlung.

Am Ende des Dünndarms, das zeigten die Röntgenbilder, war der Darm durch eine Vernarbung wie eingeschnürt. Diese rührte von der früheren Operation her. Als die Chirurgen das Problem operativ beheben wollten, fanden sie den Darmabschnitt vor der Engstelle stark erweitert – und gefüllt mit rund 500 Adalat-Tabletten.

Brav hatte die Patientin ihren Blutdrucksenker geschluckt und dabei nicht gemerkt, dass die Retardtabletten an der Engstelle im Darm hängen geblieben waren. Dass ausgerechnet Tabletten mit verzögerter Wirkstoff-Freisetzung fast zum Darmverschluss geführt hatten, lässt sich mit dem Aufbau dieser Medikamente erklären.

Retardtabletten bestehen nämlich aus zwei Schichten: Eine enthält den Wirkstoff, die zweite liefert »Schubkraft«. Umhüllt sind beide von einer Membran, die Wasser durchlässt. Wie ein Häufchen Salz, das man in feuchter Umgebung liegen lässt, allmählich Wasser aus der Luft anzieht, so ziehen die in der Tablette konzentrierten Stoffe Wasser aus dem Verdauungstrakt an.

Dadurch quillt die zweite Schicht auf, der Druck innerhalb der Tablette steigt, und der Wirkstoff wird durch ein winziges, vorgebohrtes Loch in der Hülle nach außen gedrückt. Dieses System funktioniert, solange die Konzentration an Salzen in der Tablette größer ist als außerhalb. Es soll sicherstellen, dass der Wirkstoff über die Dauer von 24 Stunden möglichst gleichmäßig abgegeben wird. Am Ende scheidet der Körper die harte Tablettenhülle aus (inklusive der Schicht, die nur die Schubkraft für den Wirkstoff geliefert hat).

Ein wenig beweglicher Darm, Vernarbungen oder andere erworbene Hindernisse – das sind die Voraussetzungen, damit sich sogenannte Bezoare aus Tabletten bilden. Das Wort kommt aus dem Arabischen und bedeutet ursprünglich Gegengift. Heute wird damit eine Ansammlung von unverdaulichem Material im Verdauungstrakt bezeichnet (die nicht unbedingt Beschwerden machen muss).

Als Grundstoff für die Bezoare kann alles dienen, was nicht verdaulich ist. Am bekanntesten sind Pharmakobezoare, die Tabletten enthalten, Phytobezoare aus Pflanzenfasern, Laktobezoare aus Milcheiweiß und die Trichobezoare, die aus Haaren

bestehen. Wenn sich immer mehr Haare anlagern, können die kompakten Trichobezoare einen langen Schwanz bekommen. Mediziner sprechen dann vom Rapunzel-Syndrom.

Oft haben die betroffenen Patienten eine krankhafte Vorliebe für Haare oder anderes Unverdauliches. Eine 35-jährige Schneiderin beispielsweise aß aus Verzweiflung darüber, dass sie keine Kinder bekam, Baumwollfasern. Die Folge war eine Notoperation wegen eines Baumwoll-Bezoars, der ihren Darm verstopfte. Frankreich, Mexiko, Indien, Iran oder China – überall fanden die Chirurgen schon solche Überraschungen in Patienten. Sie fischten unter anderem einen Gipsbezoar, Plastikteile, Bezoare aus Bestandteilen von Kakifrüchten oder aus Kaugummis aus verschiedensten Gedärmen. Einen Patienten mit Schizophrenie erleichterten die Chirurgen um 389 Teile aus dem Magen, darunter Nägel, Kupferdrähte, Rosenkranzperlen und Steine. Sie hatten das Hohlorgan versperrt. Bei einem anderen Patienten lagen 5,5 Kilogramm Münzen, Nägel und Kettchen im Magen.

Am ungewöhnlichsten jedoch war wohl, was die Ärzte bei einem 35-Jährigen erst auf dem Röntgenbild und dann auf dem Operationstisch sahen: Der Patient trug kleine Köpfe im Bauch. Heftige Schmerzen hatten ihn zum Arzt getrieben. Sein Bauch war aufgedunsen, sonst aber schien alles in Ordnung. Zunächst hielten die Ärzte den Mann für einen Drogenkurier, der verfängliche Päckchen geschluckt hatte. Das aber war nicht der Fall.

Der 35-Jährige hatte sich autoerotisch befriedigen wollen. Er pflegte die Angewohnheit, Puppenköpfe zu schlucken. Wenn sie hinten wieder herauskamen, fühlte sich der Mann stimuliert. Dieses Mal aber hatte seine Methode versagt und einen Darmverschluss verursacht. Auf dem Röntgenbild waren, über den Darm verteilt, sieben Puppenköpfe zu sehen. Doch sie steckten fest. Und mussten ganz unerotisch mit dem Chirurgenmesser herausoperiert werden.